Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 13 (1937-1938)
Heft: 4

Artikel: Der Apfel mit dem Armbrust-Zeichen : Glossen zu einer Schweizerreise
Autor: Zollinger, J.P.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066363

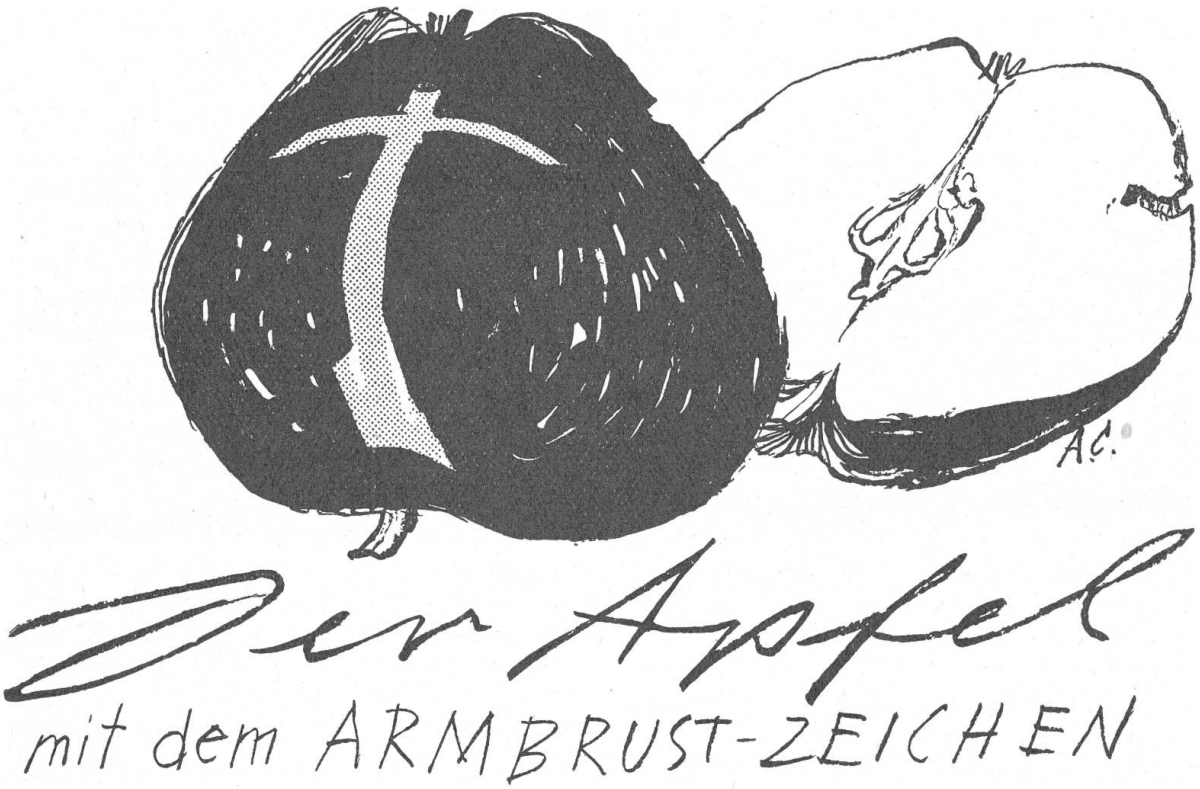
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Glossen zu einer Schweizerreise

Von J. P. Zollinger

Illustration von Alois Carigiet

Der « Schweizer-Spiegel » bringt seit Jahren von Zeit zu Zeit Äusserungen von Auslandschweizern und Ausländern über ihre Eindrücke in der Schweiz. Hier ist wieder ein solcher Artikel. Wir möchten nicht jedes Wort unterschreiben und erwarten auch nicht von den Lesern, dass sie mit allem einverstanden sind. Aber es scheint uns gerade interessant, die Schweiz hin und wieder unter einem andern Gesichtswinkel als dem, den wir uns gewohnt sind, zu betrachten.

Vor etwa einem Menschenalter, als ich noch zu Hause wohnte, hörte ich von einem Nachbar, der einen Bruder in Pennsylvanien hatte, dass er diesem jedes Jahr ein paar Zentner Äpfel schicken müsse; denn an Kraft und Saft komme eben doch nichts einem Schweizerapfel gleich. Irgendwie blieb mir das unvergesslich. Nicht dass es mir kleinem Jungen besondern Eindruck gemacht hätte. Es war einfach selbstverständlich. Sogar hier in Amerika, wo ich nun selbst schon viele Jahre wohne, habe ich so manchen Schweizer kennengelernt, der auf nichts höher schwört, als auf einen Schweizerapfel, dass ich unmerklich meine angeborene Neutralität der Paradiesesfrucht gegenüber fahren liess und auch zu der theoretischen Überzeugung gelangte, dass der Apfel mit dem Armbrustzeichen auf der Welt unerreicht dastehe.

Nun, nach dreizehnjähriger Enthaltsamkeit (ich bin zwar verschiedene Male wieder in der Heimat gewesen, aber nie in der Apfelzeit) habe ich endlich wieder Gelegenheit gehabt, von der gepriesenen Frucht zu geniessen und — wie man in gutem hiesigen Deutsch sagen würde — war ich surprised! Zwar fand ich, dass es Schweizeräpfel gibt, die an Aroma zweifellos die besten amerikanischen Sorten überbieten, dass es aber viele andere

gibt, die dem amerikanischen Standard weder an Geschmack noch an Schönheit der Erscheinung nahetreten. Vor allem ist mir schon lange nicht mehr soviel sündhaft unreifes Obst aller Art vorgesetzt worden, wie dieses Jahr in der Schweiz!

Schweizeräpfel sind jetzt für mich zum Symbol geworden. Denn wie mit den Äpfeln, ist es mir mit vielem andern ergangen. Während langer Abwesenheit verändert sich jedes Erinnerungsbild, das an der Wand der Herzenskammer aufgenagelt bleibt. Deshalb beruht im wesentlichen der Reiz und Genuss einer Heimatreise darauf, dass man auf Schritt und Tritt zwei Bilder miteinander sehen kann: das erinnerungshafte und das wirkliche. Man sieht so gewissermassen stereoskopisch, viel plastischer und farbiger als die Bodenständigen, die mit uns Aussenseitern verglichen sozusagen einäugig und farbenblind sind.

Es sei hier also ausführlicher die Rede von den « Äpfeln », die ich gekostet habe.

Zunächst von den empfehlenswerten Sorten: Jedesmal, wenn ich nach drei, vier oder fünf Jahren zurückkomme, muss ich wieder aufs neue staunen über die Schönheit des Landes. Dabei ist es nicht so sehr die natürliche Beschaffenheit des Bodens, was mich so entzückt (es gibt hier in den Vereinigten Staaten viele Gegenden, die es an Naturschönheit leicht mit dem schweizerischen Mittelland aufnehmen könnten); viel mehr liegt das Eigenartige in dem ganz seltenen Wohlklang, der zwischen Natur und Menschenwerk angeschlagen wird. Eine an sich herrliche Gegend, der weise Pflege noch einen besondern Glanz verliehen hat.

Dieses üppig wuchernde Grünen und Blühen gepflegter Wiesen zwischen bewaldeten Hügeln geht mir jedesmal zu Herzen. Es fängt an, sobald mich der Schnellzug von Basel aus dem Rhein entlang und das liebliche Fricktal hinauf trägt. Dieser Zauber hat noch nie versagt und dauert an, solange ich bleibe, seien es Wochen oder Monate.

Kurz vor meiner letzten Reise kam mir eine photographische Aufnahme vom obern Zürichsee in die Hände. Ich rieb mir die Augen aus und schaute wieder hin. « Ist denn das auch richtig? Ist es denn wirklich so schön dort? » musste ich fragen, wie wenn ich das selbst noch nie gesehen hätte. So geht es mir in noch erhöhtem Masse angesichts der Landschaft selbst, und zwar mit vielen Winkeln der Schweiz, wenn ich sie wiedersehe. Mit dem Zürcher Oberland, dem Basler Jura, dem südlichen Freiburger Hügelland, dem Thunersee und Zugersee und gewissen Teilen der Alpen. Es geht mir so selbst mit der Höhe unserer Hügel.

Als Junge musste ich einst unbändig lachen über den Ausspruch einer Deutschen, den ich auf dem Uetliberg überhörte. Sie sagte: « Bei uns draussen gibt's auch hohe Berge, aber sie sind doch lange nicht so hoch wie dieser hier. » Das dünkte mich urkomisch und absurd. Jetzt kann ich mich selbst jeweilen auf Wochen hinaus des Eindrucks nicht erwehren, dass der Uto tatsächlich ein bedeutender Gipfel ist.

So ist zunächst des Staunens und Wunderns kein Ende. Dass ein Nest wie Basel ein solches Kunsthaus und eine solche Sammlung sein eigen nennen sollte, scheint nicht mit rechten Dingen zuzugehen. Wenn man in irgendeine Stadt kommt, findet man die Strassen mit Strupper und Seife gescheuert. So wenigstens mutet es einen an. Unerhört sauber! Ist es schon immer so gewesen? Man kann's nicht glauben. Die seltsame Verquickung von gemütlicher Vornehmheit und einer von Poesie überhauchten Nüchternheit im alten Bern bleibt einem immer ein nachhaltiges Erlebnis. Dass es solch reizend mittelalterliche Juwelen gibt wie Murten oder Burgdorf oder unverdorbene Bergschönheiten wie Soglio, lässt einen vor Entzücken stumm werden. Dieselbe Erfahrung wiederholt sich beständig: Man hat gewusst, dass all das existiert,

und wenn man's wiedersieht, scheint man's doch nicht gewusst zu haben.

Die Berge, das gepflegte, malerisch-poetische Mittelland, die Städte, vielleicht auch deren Sauberkeit und Ordentlichkeit, sind immer gewesen. Aber es gibt Dinge, die seit meinen Schweizerjahren entschieden anders geworden sind. Es liesse sich hier ein Loblied singen auf die elektrischen Eisenbahnen, wenn die Sache nicht rein technischer, also unwesentlicher Natur wäre. Viel bedeutender schien mir eine andere Wandlung im öffentlichen Verkehrswesen: die auffallende Höflichkeit des Dienstpersonals. Hier täusche ich mich sicher nicht! Ein Mann in Uniform war früher eine kleine Hoheitsperson, die gerne mit drangsalierender Machthaberei auftrat und der man oft einfach ausgeliefert war. Die Gattung scheint jetzt ausgestorben zu sein. Die zivile Uniform ist zum Aushängeschild des Zuvorkommens geworden, zum notwendig-zufälligen Dienstabzeichen, hinter dem das menschliche Wesen wieder Mensch sein darf. Tramangestellte reichen einem mit bisweilen überwältigender Hingebung Handgepäck aus dem Wagen. Überall wird mit freundlichster Miene Auskunft erteilt. Hinter dienstlichen Türen, wo ich früher mit Zagen anklopfte, bin ich charmant, wie ein willkommener Gast empfangen worden. Einmal hörte ich einem Bahnkondukteur zu, wie er mit ganz erstaunlichem Takt einem amerikanischen Juden klarmachte, dass es bei uns nicht Sitte sei, im Zug die Schuhe auf die gegenüberliegende Bank zu stellen, wenigstens nicht, ohne vorher eine Zeitung unterzulegen. Ich war um so mehr erstaunt, als der Angestellte die Unterweisung in recht gutem Englisch gab und nachher jedesmal, wenn er seinen Gang durch den Zug beendet hatte, zurückkam und sich mit dem fremden Fahrgast über die Gegend unterhielt, durch die man fuhr. — Wahrhaft überraschend! Woher kommt das? Ist es innere Wandlung? Ist es Befehl « von oben herab »? Ist es bloss die Konkurrenz des Automobils, die das vermocht hat? Oder hat man einfach erkannt, dass der importierte Beamtendünkel bei uns doch immer erbärmlich deplaciert war? Nun, was es auch sein mag, es ist! Und es ist jubelnd zu begrüssen.

Auch im Privatleben ist mir übrigens dasselbe aufgefallen. Die Leute scheinen im allgemeinen freundlicher zu sein als vor zehn, zwanzig Jahren. Oder täusche ich mich? Sollte sich hier dieselbe sonderbare Erinnerungsverschiebung eingestellt haben, welcher zum Beispiel mein Klangbild der heimatlichen Mundart erlag? Ich hatte — believe it or not! — die feineren Nuancierungen der Sprachmelodie vergessen und als ich diesmal wieder nach Zürich kam, fiel mir auf, dass alle Zürcher mit einem fremdartigen Akzent sprachen! Doch das verlor sich wieder. Ich gewöhnte mich bald an die bodenständige Melodie. An die beinahe landläufig gewordene Freundlichkeit habe ich mich nie ganz gewöhnen können, was mich in dem Glauben bestärkt, dass da wirklich etwas Neues unter der Sonne erstanden sei.

Das gilt zum Teil sogar für das Geschäftsleben. Wenn ich meinem Gedächtnis trauen darf, so war man früher, sobald man in einen Laden trat, sozusagen dazu verurteilt, etwas kaufen zu müssen, auch wenn gar nichts Passendes zu finden war. Es schien bisweilen gar eine Gnade, ein Geschäft betreten zu dürfen, dann wieder war ein Einkauf ein recht gewagtes Stück. Ich denke da an eine stadtbekannte Papeterie und die beutegierigen Raubtierchen, die einst hinter den Schaufenstern lauerten. Diesmal aber wurde ich am selben Ort von einer jungen lächelnden Verkäuferin graziös an der Tür empfangen und mit leutseliger Eleganz wieder hinauskomplimentiert, als hätte man ein Bombengeschäft an mir gemacht. Dabei hatte ich für ganze dreissig Rappen die Kleinigkeit von einem Blaustift eingehandelt!

Eine Genugtuung war es mir, den demokratischen Geist der Schweiz noch am Leben zu finden, zum Teil sogar flo-

Mimi Langraf — Zürcher Strassenbild, Bleistiftzeichnung

rierend. Zwar dünkte es mich, die St. Galler hätten eine Art mundartliche Einheitsbewegung erfolgreich lanciert; denn auf der Strasse, in Läden, Wirtschaften, Tram- und Eisenbahnwagen schien zwischen dem Leman und dem Bodensee das St. Gallerische unter allen andern Mundarten zu überwiegen. Dem demokratischen Geist aber scheint das keinen Abtrag getan zu haben.

Wenn man vom Norden her kommt, so fällt einem der Unterschied besonders auf. Es weht eine natürlichere Luft, die nicht von einem Zentralventilator ins Land gepumpt wird. Ein deutscher Professor in New York erzählte mir einmal, wie er, nachdem er durchs Reich und Österreich gereist war, in Rorschach die Schweiz betrat. « So ein Unterschied in der Bevölkerung! » rief er aus. « Das war einfach erstaunlich. Jeder ein voller Mensch. Jeder ein aufrechter kleiner König. » Ich fand das nicht übel, trotzdem ich auch wenig königliche Schweizer kenne. Aber im wesentlichen schien es mir richtig und ich fand es auch jetzt wieder so.

Übrigens erlebte ich im « Glacier-Express » ein köstliches Beispiel völkischer Verschiedenheiten. Auf der ganzen

Strecke Gletsch—Visp hatte mich ein Individuum auf der andern Seite des Ganges interessiert. Es war der Herr Professor, Doktor, Oberlehrer oder Studienrat, wie man sich ihn nicht schöner vorstellen konnte. Aufgeplusterte Durchschnittsintelligenz. Da stieg in Kalpetran, angerufen von einem Sohn des Tales, der im Wagen sass, ein anderer Walliser ein und setzte sich, die kaum mehr rauchende Pfeife im Mund, neben seinen Bekannten. Es war ein Nichtraucher-Abteil. Den Deutschen befiel plötzlich eine Unruhe, wie wenn er auf Ameisen sässe. Er starrte den Eingeborenen, der zwei Bankreihen von ihm entfernt sass, nervös an. Endlich hielt er es nicht mehr aus. Er stand ostentativ auf, stellte sich an die Tür und wies mit dem bebenden Zeigefinger auf ein gewisses Emailtäfelchen, auf dem geschrieben stand « Nichtraucher — Non Fumeur — Non Fumare — No Smoking». (Er selbst hatte sich 10 Minuten vorher auf die Wagenplattform hinausbegeben, um eine Zigarette zu verqualmen, jedoch ohne sich die Mühe zu nehmen, die Tür zum Nichtraucher-Abteil zu schliessen.) Alles schaute ihn verdutzt, zum Teil halb grinsend an. Nur er, dem all dies galt, war ins Gespräch mit seinem Freund vertieft. Endlich klopfte der Fremde schulmeisterlich erbost auf das Emailtäfelchen und rief: « Vous! Vous! Vous! » Tatsächlich, er versuchte französisch zu sprechen. « Vous! Vous! Lisez — ici: Non Fumeur. Non Fumeur. — Ici! » Und wieder rappelte sein Zeigefinger auf das bewusste Täfelchen. Der Landessohn war nun selbst aufmerksam geworden auf die Szene, die den ganzen Wagen in Spannung hielt. Jetzt begriff er. Ein prachtvoll überlegenes Lächeln erglänzte auf seinem schönen Berggesicht. Gemächlich nahm er die Pfeife in die Hand, schaute sie freundlich an, ebenso freundlich den erbosten Sittenpolizisten. Ein leichtes Nicken des Verständnisses, und er wandte sich wieder unbekümmert seinem Bekannten zu, steckte die Pfeife zwischen die Zähne und liess sie dort langsam ausgehen. Der ganze Wagen aber barst vor schallendem Gelächter!

Andeutungsweise habe ich bereits die mundartliche Frontbewegung oder Sproochbiwegig erwähnt, eine Neuerscheinung, die mir viel zu denken gegeben hat. Eigentlich habe ich schon vor meiner Abreise davon munkeln gehört und darüber den Kopf geschüttelt. Gewisse Propagandapostkarten eines führenden Herrn, die sich bis nach New York verirrten, hatten mir wenig Zutrauen zu der Sache eingeflösst (zählte er doch solch schöne Wörter wie «raschestens» u. a. m. zu unserem kostbaren Mundartgut!). In der Schweiz sah ich die Sache aber doch mit etwas andern Augen an. Nicht dass der Saulus zu einem Paulus geworden wäre. Aber etwas bin ich in der Bewegung dann doch mitgerutscht, und den Anstoss dazu gab ein Erlebnis, das wahrscheinlich nur ein Auslandschweizer haben konnte:

Im Zürcher Schauspielhaus wohnte ich der Uraufführung von John Knittels « Via Mala » bei. Fast in dem Augenblick, da der Vorhang aufging, musste ich mir wieder an die Stirn greifen. Denn was sah und hörte ich da? (Eigentlich hätte ich es wissen sollen!) Ein durchaus naturalistisches Stück aus den Bündner Bergen, das Schweizern auf einer Schweizerbühne in extrem-ennetrheinischen Akzenten vordeklamiert wurde! Ich hatte das Gefühl, als würde mir ein entsetzlich unreifer, importierter Apfel serviert. Die andern Zuhörer verschlangen ihn begierig. Sie schienen an dergleichen gewöhnt zu sein, wie die Bauern an ihren sauren Wein. Keiner schien sich darüber klar zu werden, dass hier eigentlich etwas Ungeheuerliches geschah. Wäre das Stück durch die Kunst des Dramatikers über das Einmalig-Lokale hinausgehoben worden, so wäre mein Verdacht nie wach geworden. Calderons Grosses Welttheater in Einsiedeln, das sich doch auch des Neuhochdeutschen bediente, war mir zum unvergesslichen kosmischen Erlebnis geworden. Knittels Roman « Via Mala » hatte ich mit Genuss gelesen. Aber nun

dieses Bühnenstück! Diese stiernackigen Bündner Bauern, die nicht von ihren Müttern, sondern scheinbar von deutschen Gouvernanten sprechen gelernt hatten! Hier war ich ahnungslos an eine Mauer angerannt, über die ich mich nicht hinwegsetzen konnte. — I couldn't swallow it!

Man stelle sich ein Gegenstück dazu vor. Etwa, um es recht deutlich zu machen, ein preussisches Offiziersdrama im Schweizerdialekt auf einer Berliner Bühne gegeben. An der Spree müsste so etwas zum unwillkürlichen Lacherfolg werden, wenn es nicht als entwürdigend polizeilich verboten würde. In der Schweiz geniesst man dergleichen ohne mit der Wimper zu zucken — es sei denn, um Tränen der Rührung von den Augen zu schütteln.

Seitdem habe ich oft über die Sprachbewegung nachgedacht, über die Frage einer schweizerischen Kultur und einer eidgenössischen Seele.

Damit bin ich nun richtig bei den sauren Äpfeln angelangt, und da gerade von sozusagen kulturellen Dingen die Rede ist, will ich zunächst bei dieser geistigen Sorte bleiben.

Zwar ist die durchschnittliche Schwellenhöhe schweizerischer Bildung ungewöhnlich hoch. Das fällt einem immer wieder auf, wenn man mit den Massstäben des Auslandes, die einem nachgerade zur selbstverständlichen Norm geworden sind, zurückkommt. Aber dennoch will einem scheinen, dass die weitgehende Aufhöhung des Kulturniveaus nur mit dem Verlust beträchtlicher potentieller Energien erkauft werden konnte, oder wenigstens erkauft worden ist. Wie wenn man Berge abgetragen hätte, damit die Täler aufgefüllt würden. Daher eine gewisse Trägheit der lebendigen Wasser. Keine grossen Naturphänomene mehr, keine Sturzbäche, dafür eine gewisse Stagnierung, Übersättigung. Es fehlt vielfach das Spontane, die Originalität, der Unternehmungsgeist.

Nehmen wir das Radio, wie ich es in der Schweiz kennenlernte. Vielleicht war nun der Sommer nicht gerade die günstigste Zeit und ich kann auch nicht behaupten, dass ich mich systematisch mit dem Studium der Programme befasst habe. Immerhin hört man in vier Monaten allerlei, sei es auch nur im Vorübergehen aus fremden Fenstern. War es nun Zufall, dass fast alles Gute, das ich hörte, aus dem Ausland kam? Im übrigen war sehr viel Jazz und den sollte man in Europa ein für allemal bleiben lassen. Nicht etwa weil es Jazz ist, sondern einfach weil Europäer ihn nun einmal nicht spielen können. Sie haben nicht den Rhythmus der Verzückung im Leibe, den es dazu braucht. Ihr Jazz ist abgeschmackt wie aufgewärmtes Bier.

Auch des vielen Jodelns, Quieksorgeldrückens und Männerchörlens im Radio wurde mir bald zuviel. Nun ja, demokratische Musik. Meinetwegen. Für mich eines jener aufgefüllten Täler, um deretwillen man Berge verschwinden lässt. Wenn man uns wenigstens drüben über dem grossen Bach damit verschonen würde! Aber nein! Aus allen Ländern werden in Amerika ab und zu gute Programme übertragen. Aus der Schweiz nur Gejodel und Geörgel. Wie wäre es, wenn man uns zur Abwechslung einmal ein Schoeck-Programm senden würde, selbst auf die Gefahr hin, die meisten Amerikaschweizer damit vor den Kopf zu stossen? Ist es erstaunlich, dass man ausserhalb Helvetiens von schweizerischer Musik, desgleichen von schweizerischer Kunst und Literatur so gut wie gar nichts weiss? Denen, die zu Hause geblieben sind, mag das gleich sein. Wir, die wir im Ausland leben, bekommen es gelegentlich bitter zu fühlen, dass man uns alle für biedere Alpensöhne hält, die sich im besten Fall auf den Käse verstehen oder als Hotelportiers dienen können.

Auch andere « saure Äpfel » werden aus der Schweiz exportiert. Ich denke da an gewisse Seiten der offiziellen Verkehrspropaganda. Eine in Bern erscheinende propagandistische Monatsschrift in englischer Sprache bringt seit Jahren immer wieder dieselben, zum Teil recht abge-

Dick Powell and Doris Weston in The Singing Marine a Warner Brothers Picture.

IRIUM
verschönt Ihre Zähne
in nie geahnter Weise

Pepsodent ist die einzige Zahnpaste, welche IRIUM enthält!
Millionen von Menschen erlangen durch die modernisierte Pepsodent-Zahnpaste den lange entbehrten natürlichen Glanz der Zähne wieder.
Wer diese fortschrittliche Zahnpaste einmal erprobt hat, für den gehören Film-befleckte, matte, unansehnliche Zähne der Vergangenheit an. Denn IRIUM — der absolut neue Bestandteil, löst den klebrigen Film auf und schwemmt ihn spielend weg — gibt selbst dem mattesten Zahnemail auf unschädliche Art den prächtigen Naturglanz zurück.
Die mit ,,super-soft'' bezeichnete Pepsodent-Zahnpaste enthält IRIUM.

Verwenden Sie
PEPSODENT-Zahnpaste
sie allein enthält IRIUM

Gratistube für 10 Tage
Dr. Hirzel Pharmaceutica Dept. 102 Zürich, Stampfenbachstr. 75. Senden Sie mir gratis und franko eine Tube Pepsodent, welche IRIUM enthält.

Name: .....

Adresse: .....

schmackten Illustrationen. Wie wenn man in Bern noch stolz wäre auf die hässlichen Hotelkästen, die an allzu vielen Orten die Landschaft ungeniessbar machen! Oder man zeigt eine vorsintflutlich wirkende Eisenbahn auf ganz unbedeutender Brücke, ein klobiges altes Dampfschiff auf einem von abscheulichen Hotels umstellten Teich. Dasselbe gilt von den im Ausland zirkulierenden offiziellen Reklamefilms. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, sie seien alle von einem Bahnkondukteur so nebenbei gemacht worden. Sicher nicht von Leuten, die Augen haben, zu sehen. Immer wieder stellt sich einem eine dumme Eisenbahn vor die Nase. Glaubt man denn, es gäbe anderswo keine Technik? Wenn man nur wüsste, wie kleinlich, ja lächerlich all das gerade in Amerika wirken muss! Dabei bietet die Schweiz wie kaum ein anderes Land dem Photographen die herrlichsten Möglichkeiten.

Und wie steht es um den Film überhaupt? In unserer Amerikanischen Schweizerzeitung liest man immer wieder von grossartigen schweizerischen Kulturfilmen. Die Berichte scheinen aus der Luft gegriffen zu sein, denn anderswo hört man nichts davon und sieht sie nicht. Nur die « Ewige Maske » ist bis hierher gedrungen und liess sich sehen. Ein mutiger Schritt auf neuen Wegen, aber technisch recht mangelhaft, und sehr viel Schweizerisches war eigentlich nicht daran. Darf man etwas von der Schweizerischen Filmkammer erhoffen? Es schien mir ein Zeichen schlimmer Vorbedeutung, dass man es wieder einem Fremden überliess, der auch schon unsern Johann August Sutter im Film verunstaltet hat, nun auch das Matterhorn zu « verherrlichen ». Die alte Geschichte! Wie denn überhaupt die Alpen ihre Existenz immer dem Ausland verdanken werden. Die Schweizer selbst hätten sie heute noch nicht entdeckt.

Es ist diese nationale Trägheit und Knorrigkeit, was mir in der Schweiz am wenigsten gefallen hat. Ein Amerikaner französischer Abstammung, der ein Jahr

in einer fast ausschliesslich schweizerischen Pension in Florenz verbrachte, bemerkte: «Diese Schweizer standen sozusagen immer mit allen Vieren auf dem Boden; sie waren keiner Luftsprünge fähig.» So ist's. Es steckt etwas tierhaft Ungeistiges hinter dieser breiten Behäbigkeit.

In der schweizerischen Landwirtschaft — um wieder auf unsere Äpfel zurückzukommen — ist mir Ähnliches aufgefallen. Unter normalen Witterungsverhältnissen ist die Schweiz wie vielleicht kein zweites Land geeignet, Qualitätsobst zu produzieren. Man ist erst unter dem Druck ausländischer Konkurrenz auf den Gedanken gekommen. Es war bequemer, an den Bäumen wachsen zu lassen, was Gott gefiel, wenn es schon mit Warzen überdeckte « Gräggel » waren. Freilich, es ist schon bedeutend besser geworden; aber es begegnet einem noch viel dergleichen.

Man möchte hier dem schweizerischen Landwirt das Beispiel der Orangenzüchter Kaliforniens empfehlen. Trotz der strahlenden Sonne würde dort ohne menschlichen Fleiss, man möchte fast sagen ohne die geistige Wehrkraft des Menschen, nichts gedeihen. Das Land wäre eine Wüste, wenn nicht das Wasser Hunderte von Kilometern weit aus den Bergen geholt würde. Was dank dieses Wassers wachsen kann, würde ohne menschlichen Fleiss vom Ungeziefer restlos aufgefressen oder in kalten Winternächten erfrieren. Aber jeder Baum wird systematisch bespritzt oder geräuchert. Und — man staune, aber es ist wahr! — jedem Baum ist sein Petrolöfelchen gegeben, das bei Frostgefahr angezündet wird. Neuerdings sind ganze Plantagen mit Zentralheizung versehen worden. Vielleicht sind deshalb in der Schweiz die Walliser die besten Obstzüchter, weil sie von jeher am intensivsten mit der Natur gerungen haben.

Trotz der gelobten neuen Freundlichkeit ist auch im schweizerischen Geschäftsleben noch vielfach dieses « Mit-allen-Vieren-im-Boden-verwurzelt-Sein » zu treffen; diese « Unfähigkeit zu Luft-

CELERINA bei St. Moritz
der sonnigste Kurort und Sportplatz im Engadin.
Hotel-Pension **CRESTA-RUN**
Fliessend Warm- und Kaltwasser. Zentralheizung.
Volle Pension v. Fr. 9.50 an. **Th. Palmy.** Tel. 367.

Das Schweizer Spiegel Haushaltungsbuch 1938

ist soeben erschienen

Die Einbanddecke ist abwaschbar. Es kostet gebunden Fr. 2.80. Die Zusendung erfolgt gegen Nachnahme oder vorherige Einzahlung auf Postcheckkonto VIII 9419

SCHWEIZER - SPIEGEL - VERLAG, ZÜRICH

Unseres Herrgotts verschupfte Lehensleute

Ein Walliser Novellenbuch
Von ***Adolf Fux***
Preis gebunden Fr. 5.20

Begeisterte Urteile der Presse:

«Bei Gott, da ist unserm Schweizer Ländchen und vor allem dem „Land am Rhonestrand", ein Dichter erstanden, der aus einem vollen, leidenschaftlichen Herzen schöpfen kann, und der es auch tut aus Liebe zu seiner Heimat und zu seinen Mitbürgern, den Bergbauern da oben in ihren gottverlassenen Krachen, eben zu des „Herrgotts verschupften Lehensleuten". Ein wahrer Genuss ist es, diese Novellen zu lesen, die so unvermittelt und doch so dichterisch fein, so naturvoll aus den Zeilen quellen. Und manch zünftige Wahrheit wird aufgetischt — und wenn man ehrlich ist, auch gegen sich selbst, so wird man viel, viel lernen können aus diesen Novellen. Diese Walliser Novellen wird man nicht einfach weglegen können. Man muss sie wieder lesen und einzelne Stellen werden und sollen einem bleiben. Solch ein Buch tut gut, auch wenn es dem einen oder dem andern schwer auf dem Magen liegen sollte. Es ist ein urwüchsiges Werklein, das sich in dichterischer Feinheit und in erhebenden Erzählungen ein leidenschaftlich freies Wort erlaubt.»

« Das Aufgebot »

«Es scheint, dass der „Schweizer Spiegel" da einen echten Poeten entdeckt habe. Im neuen Novellenband lässt gleich die erste Geschichte den unbarmherzigen Kenner seines Volkes spüren. Mit einer ursprünglichen Selbstverständlichkeit, die nur der tatsachenbewanderte Darsteller erreicht, werden die Gestalten vor uns hingestellt: Die von feudalen Urtrieben beherrschten Bauernsöhne, die den minderbegabten Bruder und die Schwestern zum voraus enterben, die politische Karriere auf schwindelhaften Wegen machen, die vor Verbrechen nicht zurückschrecken, wenn sich der Minderbegabte aus seiner Trägheit erhebt.»

« Berner Tagwacht »

Wir verlegen nur Bücher, zu denen wir stehen können

Schweizer - Spiegel - Verlag Zürich

sprüngen » (wie lange ging es zum Beispiel, bis die vor Hunger sterbende Uhrenindustrie sich auf Radioapparate umzustellen begann?). Und ein gut Teil des altväterischen geschäftlichen Dilettantismus! Gerade im Gastgewerbe habe ich zu viele Beispiele letzterer Art erlebt! Ich will nur eines davon erwähnen:

In einer kleinen nördlichen Kantonshauptstadt kamen wir in ein Hotel, das im « Baedeker » unter den ersten genannt wird. In der Halle war niemand zu sehen, kein Portier, kein Sekretär, kein Bein. Irgendwo entdeckte ich schliesslich zwei elektrische Druckknöpfe. Am ersten stand « Arrivée. Zweimal läuten », am andern « Portier. Dreimal läuten ». Also läutete ich zweimal. Es geschah nichts. Ich wartete etwa zwei oder drei Minuten und läutete dann wieder zweimal, nun etwas länger und energischer. Vergebens. Ich bearbeitete den Knopf zum drittenmal, jetzt recht lange und aufdringlich, und wartete wieder. Endlich ging eine Tür auf. Der Kopf einer Serviertochter erschien und fragte freundlich: « Ist noch niemand da? »

«Bis jetzt nicht, wie Sie sehen. »

« Es wird jetzt dann wohl bald jemand kommen. Man ist wahrscheinlich in Anspruch genommen. »

Dann verschwand der Kopf wieder. Meine Frau und ich beratschlagten, ob wir nicht besser anderswohin gingen, als eine siebenköpfige italienische Gesellschaft, die wir draussen hatten aus dem Auto steigen sehen, eintrat und mit uns das lange Warten teilte. Endlich erschien dann doch die Besitzerin und wir erhielten Zimmer.

Es ging gegen 9 Uhr und wir begaben uns zur Abendmahlzeit in den Speisesaal, dem Wunsche gemäss, den die Direktion den Gästen durch ein Täfelchen im Zimmer bekanntgeben liess. An einem langen Tisch in der Nähe sammelte sich bald auch die italienische Automobilistengesellschaft. Nachdem sie alle beisammen waren und ihre Bestellung aufgeben wollten, liess man ihnen melden, sie müssten

halt jetzt ins Restaurant hinunter zum Essen, es würde sonst zu spät hier oben im Speisesaal. Ordentlich verdutzt befolgen sie doch die Weisung. Am folgenden Morgen hatten sie wieder Scherereien. Man hatte ihnen je ein Abendessen und ein Morgenessen zuviel auf die Rechnung gesetzt und überdies einen Herrn, der zufällig dunkel gekleidet war und eine Mütze mit Glanzlederdächlein trug, in einem unbequemen Mansardenzimmer verstaut, da man ihn für den Chauffeur hielt. Dabei war er der Bedeutendste von allen. Es stand auf jedem der Gesichter deutlich geschrieben: Nie mehr werde ich in dieses gottverlassene Nest kommen!

Und nun zum Schlusse noch das, was ich den ungeniessbarsten Apfel heissen möchte: der schweizerische Automobilismus. Ich hatte bestimmt das Gefühl (und andere Schweizer von hier stimmen mit mir darin überein), dass sich das Automobilwesen zuhause jetzt in den vermaledeitesten Flegeljahren befindet. Man scheint das moderne Fahrzeug als eine Art mechanischen Fussball zu betrachten, den man lustig auf der Strasse umherbuxieren kann. Sinnlos flitzt man um Ecken und Kurven herum. Ein unverantwortliches sich Austummeln! Und trotzdem man das Hornblasen abgeschafft hat, ist unglaublich viel Lärm und Unmanierlichkeit dabei. Nur bei den Lenkern der Alpenposten und beim Chauffeur eines Schwagers war mir ganz wohl. Sonst habe ich fleissig an mein letztes Stündlein gedacht oder wenigstens, wo's nicht gerade halsgefährlich war, an jenen Posaunenchor der Methodistenkapelle meiner einstigen Nachbarschaft, der einen ganzen Winter lang sich an Beethovens Siebenter Symphonie versuchte.

Nun aber genug und nichts für ungut. Ich hoffe trotzdem wieder zu kommen — der guten Äpfel wegen.

Unseres Herrgotts verschupfte Lehensleute

Ein Walliser Novellenbuch
Von ***Adolf Fux***
Preis gebunden Fr. 5.20

Begeisterte Urteile der Presse:

«Niemand, der diesen Novellenband in die Hand genommen hat, wird ihn so rasch wieder weglegen. Denn auf jeder Seite spürt man, dass in Adolf Fux dem Wallis wirklich ein Dichter erstanden ist. Der Verfasser ist ein Mensch, der in diesem Lande aufgewachsen ist und die Nöte und die Seufzer seiner Söhne und Töchter kennt. Er erlebte den heissen Föhn und die stechende Sonne und ist nicht weniger mit den unendlich langen, trägen Winternächten vertraut. Die Gestalten, die Fux schildert, sind Helden des Alltags. Ihre Welt ist die Sorge um Viehstand und Nahrung, ihr Kampf gilt dem Feuer und der Lawine, ihre Angst der drohenden Schuldenlast. Und die Hoffnung dieser Lehensleute Gottes, die angeblich frei, in Wirklichkeit aber nur allzuoft von den Mächten dieses Lebens gedrückt werden, ist die Gerechtigkeit und der Lohn im Himmel. Jedes Dorf hat seine Verbrecher und seine verstockten Sünder, und der unscheinbarste Mensch hat seine eigene Geschichte. Fux schildert das enge und doch so grosse Leben in dieser Natur. Die Kleinheit der Verhältnisse bedeutet keineswegs einen Verzicht auf tiefe und starke Gefühle. Liebe und Rache brennen in diesen Novellen nicht weniger heiss als irgendwo. Ihre Stoffülle ist geradezu verblüffend und die Gestaltung ausserordentlich geschmeidig. Der Verfasser sieht viel Unrecht in dem harten Leben. Seine Gestalten denken, wenn sie bedrückt werden. Denn nicht nur die Natur, sondern auch lieblose Menschen greifen oft verheerend in ihr Schicksal hinein. Das Buch ist nicht ohne Anklagen, und doch ist es kein politisches Werk. Ein mildes Verstehen, eine tiefe Frömmigkeit, ein wunderbares Erfassen der Natur adeln diese Blätter und zeigen auch das ewig Menschliche im verklärten Licht.

« Neue Zürcher Zeitung »

Wir verlegen nur Bücher, zu denen wir stehen können

Schweizer - Spiegel - Verlag Zürich

Die Leser
und der Schweizer-Spiegel

Die Leser jeder Zeitschrift bilden eine unsichtbare Gemeinschaft. Alle, die ihr angehören, teilen gewisse seelische und geistige Merkmale. Natürlich ist es nicht so, dass man von einem Menschen, der den « Schweizer-Spiegel » abonniert hat, ein Porträt entwerfen könnte. Aber sein Charakterbild muss bestimmte Züge aufweisen, ohne die er bestimmt nicht Abonnent des « Schweizer-Spiegels » wäre — oder wenigstens nicht auf die Dauer bliebe. Eine dieser Eigenschaften ist

Weltoffenheit

Es braucht davon ein beträchtliches Mass, um zu erkennen, dass wir uns vor allem um die Probleme des eigenen Landes kümmern müssen. Natürlich, wer nicht weiter als seine Nase sieht und wessen Interessen nicht über das hinaus gehen, was er mit den eigenen Händen erraffen kann, begnügt sich auch mit den zunächst liegenden Problemen. Nur scheiden diese Leute als Leser des «Schweizer-Spiegels» von vornherein aus. Aber sonst weiss man ja, dass, wie Halbwüchsige vor allem von Abenteuern in fremden Ländern träumen, gerade der Halbgebildete und Verbildete die Neigung hat, nur das für interessant zu halten, was sich ausserhalb der Grenzen des eigenen Landes abspielt. Es gehört Weltkenntnis oder Weisheit dazu, um zu wissen, dass die Grundprobleme überall dieselben sind, dass das Interessante sich überall findet und dass es deshalb notwendig ist, sich vor allem mit den Problemen und den Menschen des eigenen Landes zu beschäftigen.